

Die »verspätete« Wissenschaft

Grundzüge einer Wissenschaftsgeschichte der Göttinger Soziologie¹

Oliver Römer, Ina Alber-Armenat

Im Herbst 2017 drehte das Göttinger Institut für Soziologie einen kleinen Imagefilm, um das Fach für Studieninteressierte vorzustellen. Dazu befragten zwei Studentinnen und der Kameramann der Presseabteilung der Universität PassantInnen in der Innenstadt von Göttingen. Neben einer großen Mischung aus Ahnungslosigkeit, Verwechslung mit Sozialarbeit und -pädagogik und der Aussage, Soziologie habe irgendwas mit Gesellschaft zu tun, gab es durchaus auch Befragte, die auf das Analyse- und Weltverbesserungspotenzial von Soziologie und der ihr verwandten Politikwissenschaft hinwiesen. Niemand war aber dabei, die oder der von den spezifischen Fachtraditionen Göttingens, von Hans Paul Bahrds Stadt- oder Industrie-soziologie oder Helmuth Plessners Philosophischer Anthropologie sprach.

Zugegebenermaßen ist die Zeit vorbei, in der die Soziologie als ein keineswegs auf ihren akademischen Radius beschränktes »Modelfach« wahrgenommen wurde. Während etwa Plessners politisch-soziologische Analyse der »Verspäteten Nation« (1959) und Bahrds Buch über »Die moderne Großstadt« (1961) schon früh hohe vierstelligen Auflagenzahlen erreichten und wesentlich zum intellektuellen Selbstverständnis der jungen Bundesrepublik

¹ Dieser Beitrag ist eine gekürzte, leicht überarbeitete Version der Einleitung zu unserem Sammelband »Erkundungen im Historischen. Soziologie in Göttingen – Geschichte, Entwicklungen, Perspektiven« (Römer, Alber-Armenat 2018). Wir danken Springer VS für die freundliche Genehmigung dieser Veröffentlichung. Für Hinweise zu diesem Text bedanken wir uns bei Stephan Moebius und Gerhard Schäfer.

beitragen, warten die inzwischen vergilbten Exemplare dieser soziologischen Bestseller in der Göttinger Staats- und Universitätsbibliothek oder auf den wenigen verbliebenen Campus-Büchertischen oft vergeblich auf neue LeserInnen. Aber wäre eine solche Befragung etwa in einer Stadt wie Frankfurt am Main nicht anders ausgefallen, die seit über vier Jahrzehnten einen Theodor-W.-Adorno-Preis verleiht und in der sich sogar ein in den Naturwissenschaften beheimateter Universitätspräsident in Festansprachen den Hinweis auf die »berühmte »Frankfurter Schule« der »Kritischen Theorie« sowie die »Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler Karl Mannheim und Franz Oppenheimer« (Müller-Esterl 2014: 4) nicht verkneifen kann?² Göttingen als Universitätsstadt ist weithin bekannt, vor allem die aus den Naturwissenschaften stammenden Nobelpreisträger Anfang des 20. Jahrhunderts sorgen für weltweiten Wiedererkennungseffekt. Ein Fach wie die Soziologie ist dagegen im zeitgenössischen kollektiven Gedächtnis der Stadt trotz einiger herausragender historischer Protagonisten nicht allzu präsent.

Kann diese keineswegs repräsentative Umfrage noch als Indiz für eine vergleichsweise nachlässige universitäre und städtische Traditionspflege gewertet werden,³ so fällt auch auf, dass eine Wissenschaftsgeschichte der Göttinger Soziologie – im Gegensatz zu anderen mehr oder weniger bedeutenden Standorten in der Bundesrepublik wie etwa Köln, Frankfurt am Main, Hamburg, Dortmund/Münster, Heidelberg, aber auch Marburg, Jena oder Freiburg – bisher bestenfalls verstreut und in Ansätzen vorliegt.⁴ Dass hierin ein erhebliches Desiderat liegen könnte, hat zuletzt Joachim Fischer (2015) in seiner zugespitzten Lesart der Geschichte der westdeutschen Soziologie herausgearbeitet. Seine im Kern paradigmatische Lesart, die auf den soziologischen Aktualitätswert einer bestimmten soziologischen Denktradition – nämlich der Philosophischen Anthropologie – zielt, bedarf wissenschaftshistorischer Konkretisierungen (vgl. Becker 2017; Dörk 2017; Römer 2017). Nicht zuletzt der 39. Kongress der Deutschen Gesell-

2 Es soll an dieser Stelle nicht verschwiegen werden, dass es – neben Helmuth Plessner, der Anfang der 1960er Jahre kurzzeitig Rektor an Georgia Augusta war – mit Horst Kern ein Soziologe bis zum Universitätspräsidenten gebracht hat. Seine stets soziologisch fundierten programmatischen Überlegungen zur Hochschulpolitik und -entwicklung können unter www.uni-goettingen.de/de/912.html eingesehen werden.

3 Ein gut dotierter Helmuth Plessner-Preis wird seit einigen Jahren eben nicht von der Stadt Göttingen, in der Plessner gelehrt und studiert hat, sondern von seiner Geburtsstadt Wiesbaden vergeben.

4 Ein erster Versuch, diese Lücke zu schließen, ist der oben bereits erwähnte Sammelband »Erkundungen im Historischen«. Seine Beiträge bilden zugleich eine wichtige Grundlage für diese kleine Skizze der Göttinger Soziologieentwicklung.

schaft für Soziologie, der im September 2018 erstmals in Göttingen stattfindet, wird so zum Anlass für die Frage: Gibt es so etwas wie eine Tradition *der* Göttinger Soziologie? Und wenn ja: Wie lässt sie sich wissenschaftshistorisch fassen? Und worin könnte ihr Aktualitätswert bestehen? Das bescheidene Ziel dieses Beitrages ist es, Hinweise für eine noch ausstehende Beantwortung zu geben.

Soziologische (Denk-)Schulen

Fragt man, wie sich die hier zur Disposition stehende Rede von *der* Göttinger Soziologie rechtfertigen und Lichte heterogener lokaler Fachgeschichten in die Wissenschaftsgeschichte einer Disziplin integrieren lässt, so bieten zeitgenössische wissenschaftshistorische Untersuchungen zur Herausbildung *soziologischer (Denk-)Schulen* einen vielversprechenden methodologischen Ansatzpunkt (vgl. Peter 2015; Moebius 2018). Quer zu den an sachlichen Problemen und Fragen orientierten einzelwissenschaftlichen Spezialisierungen – etwa den sogenannten Bindestrich-Soziologien – können nämlich (Denk-)Schulen als soziale Differenzierungsformen lokalisiert werden, die bereits mit der beginnenden akademischen Etablierung der Soziologie in Deutschland seit der Zeit der Weimarer Republik immer deutlicher entlang von Universitätsstandorten verlaufen und für deutlich unterscheidbare programmatische Zugänge zur Soziologie stehen (vgl. Stölting 1986).

Der Begriff der (Denk-)Schule wird in der wissenschaftshistorischen Forschung aus guten Gründen als eine idealtypische ex-post-Zuschreibung behandelt: Sogar exponierte und im öffentlichen Bewusstsein präzente wissenschaftliche Denk-, Diskussions- und Arbeitszusammenhänge wie die »Frankfurter Schule« verstehen sich bestenfalls zu bestimmten Zeitpunkten als Schulen (vgl. Demirović 1999). Ferner ähneln (Denk-)Schulen einem generational gestuften »Familienzusammenhang« – ein Merkmal, das nicht zuletzt durch das speziell in den Geisteswissenschaften zum Teil bis heute vorherrschende personale »Meister-Gesellen-Prinzip« in Forschung und Lehre gestützt wird. Ihre Existenz, die soziologisch durch »ein oder mehrere Schuloberhäupter, eine »paradigmatische« Lehre bzw. ein Programm, eine Zeitschrift und eine sich mit der Lehre identifizierende oder in die Lehre initiierte Schülerschaft mit diffundierender Wirkung« (Moebius 2018: 257) festgemacht werden kann, wird so auch Zeugnis einer grundlegenden

Vermachtung des universitären Betriebes: Schulen integrieren einerseits kognitive und institutionelle Funktionen von Wissenschaft. Sie vereinfachen die Verfestigung einer bestimmten wissenschaftlichen Lehre, mutieren jedoch andererseits im Zuge ihrer Durchsetzung und Diffusion nicht selten zu akademischen ›Cliquen‹ und ›Netzwerken‹, die sachlich-wissenschaftliche Differenzierungsformen mit sozialen Schließungseffekten überlagern (vgl. Mills 2016: 157 ff.).

(Denk-)Schulen zeugen also davon, dass ein normatives Ideal verallgemeinerbarer wissenschaftlicher Wahrheit von einer Struktur der Parteilichkeit durchzogen bleibt. Sie sind stets mit der Paradoxie konfrontiert, diese Parteilichkeit nur im Rückgriff auf eine überparteiliche, weil ›wahre‹ und ›allgemeine Lehre‹ rechtfertigen zu können (vgl. hierzu auch Mannheim 1964). Einerseits schaffen (Denk-)Schulen kontinuierliche wissenschaftliche Orientierungen und erweisen sich insofern als produktiv für die Verfestigung einer Disziplin, ›verschleiern‹ aber andererseits, dass sie keineswegs die Disziplin ›an sich‹ repräsentieren.

Wie etwa Helmuth Plessner gesehen hat, schwankt der ›Fortschritt‹ der modernen Wissenschaften vor diesem Hintergrund zwischen einem ›Bekanntnis‹ zu vorhandenen Lehrmeinungen und der Erschließung neuer wissenschaftlicher Arbeitsfelder:

»Der Privatdozent kann das Wagnis [der universitären Laufbahn, Anm. d. Verf.] verringern und seine Chancen vergrößern, indem er sich entweder einem oder mehreren offiziellen Fachvertretern attachiert (ihre Arbeiten fortsetzt usw.), das heißt in Schülerstellung als Geselle des Meisters, als Glied einer Schule verharrt – und hier haben wir den soziologischen Grund für Schulbildungen an Universitäten –, oder indem er eine neue Wissenschaft mit eigenem Gebiet und eigener Methode zu begründen versucht.« (Plessner 1985b: 24)

Der Umstand, dass diese Überlegungen nicht zufällig in den 1920er Jahren entstanden sind – einer Zeit also, in der sich die Soziologie neben anderen neuen Einzelwissenschaften an deutschen Universitäten zu etablieren beginnt und das bestehende Tableau wissenschaftlicher Disziplinen insgesamt ins Wanken gerät –, weist auf einen wichtigen Punkt hin: Auch die frühe akademische Soziologie beginnt keineswegs an einem historischen ›Nullpunkt‹, sondern entwickelt sich aus den und gegen die bestehenden Wissenschaften (vgl. Maus 1955). Den dafür notwendigen politischen Freiraum erhält sie durch die preußischen Universitätsreformen in der Frühphase der Weimarer Republik, die erstmals die Einführung von Lehrstühlen für ein Fach vorsehen, das im deutschen Kaiserreich noch mit dem So-

zialismus gleichgesetzt und dementsprechend von den Hochschulen weitgehend ferngehalten wurde (vgl. Rammstedt 1991).

Allerdings ist die Lage an den deutschen Universitäten keineswegs einheitlich: Während etwa Heidelberg Anfang des 20. Jahrhunderts das heimliche Zentrum der universitären Soziologie in Deutschland ist, diese allerdings institutionell in die Staatswissenschaften integriert (vgl. Blomert, Eßlinger, Giovannini 1997), entstehen die ersten ordentlichen Professuren für Soziologie an den neu gegründeten Universitäten in Frankfurt am Main und Köln. Hier etablieren sich auch zwei der wirksamsten soziologischen (Denk-)Schulen in Deutschland: Die Kölner Soziologie um Leopold von Wiese protegiert – vermittelt über die *Vierteljahreshefte für Soziologie*, dem historischen Vorläufer der heutigen *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* – eine von der formalen Soziologie Georg Simmels inspirierte *soziale Beziehungslehre*, die die akademische Diskussion bis in die fünfziger Jahre hinein prägt. Das ab den dreißiger Jahren von Max Horkheimer geleitete Frankfurter Institut für Sozialforschung, das sich um eine Integration von marxistischer Gesellschaftstheorie und empirischer Sozialforschung bemüht und mit dem Beginn des Nationalsozialismus ins Exil gezwungen wird, ist nach 1945 für die Konstitution der Soziologie in der Bundesrepublik bedeutend.

Entwicklung der Soziologie in Göttingen

An der Universität Göttingen, die einen naturwissenschaftlichen Schwerpunkt hat, wird der Soziologie »ab 1920 ein bescheidener Platz eingeräumt« (Rosenbaum 1994: 287). Der gelernte Historiker Andreas Walther erhält einen Lehrauftrag, unter seiner Leitung wird ein soziologischer Apparat eingerichtet, den nach seinem Weggang nach Hamburg im Jahre 1927 zunächst der Kulturphilosoph und Simmel-Schüler Herman Schmalenbach und schließlich der mit einem Extraordinariat betraute Alfred von Martin verwaltet. Man kann die Anfänge der Göttinger Soziologie beginnend mit der versuchten Umhabilitation von Ferdinand Tönnies auf ein Extraordinariat für sozialwissenschaftliche Philosophie im Jahr 1890 bis zur Berufung Helmuth Plessners im Jahre 1952 als eine Serie von gescheiterten Gründungen rekonstruieren (vgl. Dörk, Wiezock 2018).⁵ Ein Grund für

5 Wie die Beiträge in dem Band von Herrlitz und Kern (1987) zeigen, können die Anfänge der Sozialwissenschaften in Göttingen sogar noch wesentlich früher lokalisiert werden –

die relative Bedeutungslosigkeit der Soziologie ist das schwierige akademische Umfeld in Göttingen, das nach dem Zweiten Weltkrieg zwar ein hervorragendes Reservoir für »Fluchtprofessoren« aus den Grenzuniversitäten der ehemaligen deutschen Ostgebiete werden sollte (vgl. Linnemann 2002), jedoch von Anfang an nur wenig Raum für eine unter Sozialismus- und Positivismusverdacht stehende Wissenschaft wie die Soziologie bietet.

Als tendenziell hinderlich für die Entwicklung des Faches erweist sich auch seine Verortung bei den Historikern, wurden hier doch spätestens seit Heinrich von Treitschkes Polemik gegen die Soziologie vielfach »anti-soziologische« Ressentiments gepflegt (vgl. Rehberg 2010).⁶ Dies zeigt nicht zuletzt der Weggang Andreas Walthers nach Hamburg, der – inspiriert von einer Forschungsreise in die Vereinigten Staaten und den Methoden der *Chicago School of Sociology* – erst dort zu einem »Fachsoziologen« wird und mit stadtsoziologischen Studien beginnt – ein Umstand, der ihn allerdings nicht davon abhält, sich wenig später zum Nationalsozialismus zu bekennen.

Auch unter Schmalenbach und von Martin hat das Fach einen schweren Stand. Gerade von Martin leistet in seiner Göttinger Zeit wichtige Vorarbeiten für eine Intellektuellensoziologie. Als Person repräsentiert er aber einen jener Gelehrten, deren »eigentlichen Lebensinhalt es ausmacht, sich – unabhängig von ihrem offiziellen (und dem Lebensunterhalt dienenden) Beruf – dem Geistigen, als einem persönlichen Anliegen [...] zu widmen« (von Martin 1955: 475f.). Statt sich als außerordentlicher Professor der Institutionalisierung des Faches und der eigenen wissenschaftlichen Karriere zu verschreiben, betreibt von Martin zum Ärger der Fakultät ein umfassendes geisteswissenschaftliches Privatstudium mit intensiver publizistischer Tätigkeit (vgl. Härpfer 2018). Letztlich sorgt von Martin mit dem Rücktritt von seinem Lehrauftrag im Wintersemester 1932/33 jedoch dafür, dass es in Göttingen während des Nationalsozialismus keine soziologischen Lehrveranstaltungen geben sollte.

Institutionell bleibt Soziologie in Göttingen während der Zwischenkriegszeit also weitgehend isoliert. Dies bedeutet allerdings nicht, dass es

im 18. Jahrhundert bereits in der von August von Schlözer begründeten Göttinger Universitätsstatistik.

⁶ Diese Ressentiments wiederholen sich fast ein halbes Jahrhundert später während des Dissertationsverfahrens des jüngst verstorbenen Göttinger Soziologen Martin Baethge, das im Jahre 1968 (!) am Widerstand des Althistorikers Alfred Heuß scheitert. Heuß brief sich in seiner Ablehnung der Dissertation darauf, auf Gefahren aufmerksam zu machen, »die in der heutigen Soziologie manchen Tendenzen eigen sind« (Der Spiegel 1968: 47; vgl. Gottschall 2018).

quer zu den jeweiligen Fächergrenzen keine Bemühungen um die Grundlegung des Faches gab. So ist die Berufung Helmuth Plessners auf die erste ordentliche Professur für Soziologie zwar ein hochschulpolitischer Paukenschlag, weil sie gegen den Widerstand der Philosophischen Fakultät erfolgt, die den in Sachen Faschismus keineswegs unbeschriebenen Leipziger Soziologen Hans Freyer präferiert (vgl. Neumann 1998). Zugleich steht der halbjüdische »Remigrant« Plessner selbst in einer Göttinger Kontinuität, hat er dort doch zwischen 1914 und 1916 bei Edmund Husserl Philosophie studiert.

Ausgehend von Plessners Philosophischer Anthropologie lassen sich so Debatten um die Grundlegung der Soziologie rekonstruieren, die einerseits prominent in den sechziger Jahren in der Diskussion um den Rollenbegriff in den Sozialwissenschaften ausgetragen werden (vgl. Fischer 2010), andererseits bis in die Göttinger Diskussionen der zwanziger Jahre zurückreichen, in deren Zentrum der Philosoph und Dilthey-Schüler Georg Misch steht (vgl. Weingarten 2018). Im Göttingen der Nachkriegszeit festigt sich vor diesem Hintergrund ein bestimmter »unorthodoxe[r]« (Plessner 1985a: 337) Typus von Soziologie. Gegen die sich abzeichnenden disziplinären Schließungen der Soziologie, die insbesondere von René König in Köln und Helmut Schelsky in Hamburg bzw. Münster aus ganz unterschiedlichen Motiven vorangetrieben werden (vgl. Moebius 2015; Schäfer 2014), bleibt Plessner ein »Disziplinentänzer« (Carola Dietze) bzw. ein gegen den eigenen Willen zur Soziologie berufener »Philosoph, kein Datenerheber oder Meinungsbefrager« (von Krockow 2015: 145). Der Plessner-Schüler Christian von Ferber äußert sich über seine sozialwissenschaftliche Ausbildung in Göttingen folgendermaßen:

»Die Erfahrung, daß Wissenschaft mehr ist als der Erwerb methodischer und theoretischer Kompetenz in einem Spezialgebiet, die Skepsis gegenüber allen Aussagen, die keinen Bezug zur primär erfahrbaren Wirklichkeit herstellen können, das Wissen darum, daß Wissenschaft auf Werte menschlichen Zusammenlebens bezogen ist, sie auszulegen und zu verwirklichen bestrebt sein muß – diese Orientierungen haben sich mir in diesen Jahren ausgebildet und gefestigt. In meinem philosophischen Studium bei Nicolai Hartmann und später dann bei Josef König und Helmuth Plessner fand ich diese Orientierung an der Phänomenologie ausgehend von Edmund Husserl begründet. Die Phänomenologie, nicht als philosophische Spezialdisziplin, sondern als kritische Gegen- und Prüfinstanz der »positiven« Wissenschaften ebenso wie als Vertrauen auf den gesunden Menschenverstand, ist auch die Grundlage meines Verständnisses von Soziologie geworden und geliebt.« (von Ferber 1998: 110)

Plessner kann vor diesem wissenschaftlich-intellektuellen Hintergrund einem weitgespannten Netzwerk Philosophischer Anthropologie zugeordnet werden, das zwar über ein Zentrum in Göttingen verfügt, sich jedoch »ortsplural« über die Bundesrepublik erstreckt (vgl. Fischer 2015). Seine Präsidentschaften in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und der Deutschen Gesellschaft für Philosophie befördern ihn spät an die »Schaltstellen der Universitätspolitik« (Dietze 2006: 442 ff.). Er regt ferner mit der Untersuchung »Zur Lage der deutschen Hochschullehrer« (1952–1956) eine der wichtigsten empirischen Untersuchungen der deutschen Nachkriegssoziologie an (Plessner 1956; vgl. Römer, Schäfer 2018).

Vergleicht man Plessners Wirken in Göttingen jedoch etwa mit den drei in der Geschichtsschreibung der deutschen Nachkriegssoziologie dominierenden »großen« Schulen in Köln (König), Frankfurt am Main (Adorno und Horkheimer) sowie Hamburg bzw. Münster (Schelsky), so bleiben die diffundierenden Wirkungen seines Denkens zumindest fraglich. Zwar verfasst Plessner nach dem Zweiten Weltkrieg eine Fülle von kleineren soziologischen Arbeiten und kann so in Teilen jene »nachholende« Wirkung entfalten, die ihm aufgrund des Exils lange verwehrt blieb (Dietze 2006: 351 ff.). Es ist jedoch auffällig, dass die Göttinger Soziologie unter Plessner im Gegensatz zu den »großen« Schulen weder Methodenmanuale noch Einführungsbücher in die Disziplin hervorbringt, die einen eigenständigen Typus von Soziologie nach außen hin sichtbar machen könnten: Plessner selbst arbeitet bezeichnenderweise 1958 am »Fischer-Lexikon Philosophie« mit. In dem von René König im selben Jahr erstmals herausgegebenen auf-lagenstarken »Fischer-Lexikon Soziologie« sowie in den meisten anderen gängigen soziologischen Lexika und Handbüchern sind Beiträge Göttinger SoziologInnen jedoch unterrepräsentiert oder fehlen völlig.

Ein Grund hierfür ist sicherlich Plessners eigener Zugang zur Soziologie: Er betreibt sie als *eine* Wissenschaft *vom Menschen*, die in einen umfassenderen Rahmen *philosophisch-anthropologischer* Begründungen eingepasst ist. Diese Perspektive hilft einerseits dabei, dass etwa längst totgesagte Traditionen der philosophisch orientierten Weimarer Kultursoziologie im Göttingen der 1950er Jahre ein unzeitgemäßes Nachleben führen können. Andererseits steht die Ausdifferenzierung der Soziologie als eigenständige Fachwissenschaft unter dem ständigen Vorbehalt, dass soziologische Kategorien einer über sie hinausweisenden philosophischen Reflexion bedürftig bleiben und ihre Fundierung gerade nicht im Rahmen einer Fachwissenschaft geleistet werden kann, die »nichts als Soziologie ist« (König 1967: 8).

Plessners ehemalige Schüler und Mitarbeiter arbeiten zwar an den soziologischen Themen weiter, die ihn in der Nachkriegsperiode beschäftigten, gehen dabei allerdings häufig eigene Wege oder werden gar zu entschiedenen Kritikern. Bestes Beispiel hierfür ist der inzwischen fast vergessene Berliner Bildungsforscher und Religionssoziologe Dietrich Goldschmidt (vgl. Becker 2018).

Dass der Autor von »Grenzen der Gemeinschaft« (Plessner 2002) gerade nicht als ein soziologischer Schulgründer zu bezeichnen ist und bezogen auf die westdeutsche Nachkriegssoziologie von Göttingen bestenfalls als einem »regionalen Zentrum« (Moebius 2018) der Fachentwicklung gesprochen werden kann, interpretiert Plessner selbst als eine bewusste, eigenen politisch-biographischen Erfahrungen geschuldete Entscheidung: »Nur verführen Schulen zur Fixierung auf Lehrmeinungen und Ideologien, um nicht zu sagen: Heilslehren. Und davon hatten wir schon genug.« (Plessner 1985a: 341)

Mit seinen Schülern pflegt Plessner eine primär politisch-intellektuell motivierte Diskussion, die über ähnlich gelagerte wissenschaftliche Auffassungen hinaus insbesondere durch die Tatsache zusammengehalten wird, dass sich hier »aus der Bahn geratene Existenzen und Außenseiter« (von Krockow 2005: 148) treffen: eine Mischung aus einst politisch verfolgten jüdischen oder heimatvertriebenen, oft adeligen Wissenschaftlern, die – enttäuscht in ihrem deutschen Patriotismus – durch die politischen Umstände des Nationalsozialismus und seines untergründigen Fortwirkens im Milieu der Göttinger Universität in der Nachkriegszeit zusammengeführt werden (vgl. Dietze 2001).

Jenseits des sehr spezifischen Wirkens Plessners existieren allerdings im Göttingen der Nachkriegszeit weiterhin objektive Hemmnisse für eine tiefgreifendere Institutionalisierung des Faches. Eine Expansion nach dem Vorbild der in den 1950er Jahre führenden sozialwissenschaftlichen Forschungsinstitute in Köln, Frankfurt und Dortmund wird durch eine institutionelle Begrenzung auf ein kleines universitäres Seminar verhindert, das in einem alten, baufälligen Pferdestall in der Göttinger Innenstadt untergebracht ist. Im Gegensatz zu den großen Soziologieinstituten in der Bundesrepublik stellt Göttingen das Studium auch nicht auf das sich Mitte der 1950er Jahre durchsetzende Diplom um, so dass die Soziologie entweder als Nebenfachdisziplin studiert oder aufwendig mit einer Promotion abgeschlossen werden muss.

Erst nach dem Weggang Plessners aus Göttingen im Jahre 1962 ändert sich Grundsätzliches. Als seinen Nachfolger beruft die Fakultät mit Hans Paul Bahrtd wieder einen Wissenschaftler mit Göttinger Vergangenheit. Sein Studium bei dem Philosophen Kurt Stavenhagen und seine von Plessner begutachtete Herder-Dissertation weisen Bahrtd zunächst einmal als einen phänomenologisch orientierten Philosophen aus, dessen Denken durchaus vergleichbar mit Plessner philosophisch-anthropologisch orientiert ist. Allerdings wird Bahrtd – wie viele junge Wissenschaftler seiner Generation – gewissermaßen auf dem »zweiten Bildungsweg« in die Soziologie hineinsozialisiert. Gemeinsam mit seinem Göttinger Studienfreund Heinrich Popitz, mit Ernst August und Hanno Kesting folgt er einem Forschungsauftrag der *Rockefeller Foundation* und beginnt mit industriesoziologischen Studien in der Hüttenindustrie des Ruhrgebietes. Die beiden aus diesem Forschungsprojekt hervorgegangen und 1957 veröffentlichten Studien »Technik und Industriearbeit« sowie »Das Gesellschaftsbild des Arbeiters« gelten längst als methodisch und theoretisch stilbildende Pionierarbeiten der frühen deutschen Industriesoziologie (vgl. Popitz, Bahrtd, Jüres 1957; Popitz et al. 1957). Ende der fünfziger Jahre arbeitet Bahrtd als Industriesoziologe bei der BASF in Ludwigshafen und verfasst überdies mit seinem Buch über »Die moderne Großstadt« ein theoretisch-konzeptionelles Pionierwerk zur modernen Stadtsoziologie.

Bahrtds Forschungsinteressen passen auch deshalb sehr gut zum Profil der Göttinger Soziologie, weil es Plessner in den letzten Jahren seiner Professur gelingt, ein großes Forschungsprojekt zur Untersuchung der jungen Industriestadt Wolfsburg an das Seminar zu holen. Die von Martin Schwonke begonnenen und Ulfert Herlyn bereits in der ersten Forschungsphase übernommenen Wolfsburg-Untersuchungen werden im Laufe von insgesamt fünf Jahrzehnten zur ausgedehntesten stadtsoziologischen Längsschnittstudie in der Bundesrepublik (vgl. Herlyn 2018).

Nahezu zeitgleich mit der Berufung Bahrtds kommt es zur Eingliederung der Sozialwissenschaftlichen Hochschule Wilhelmshaven mit ihren insgesamt acht wirtschafts-, rechts- und sozialwissenschaftlichen Professuren. 1949 als Hochschule Arbeit, Politik und Wirtschaft (APoWi) gegründet und bis 1962 in der Barackensiedlung eines ehemaligen Marinestützpunktes angesiedelt, beginnt sie als ein hochschulpolitisches Vorzeigeprojekt des niedersächsischen Kultusministers Adolf Grimme:

»Die Hochschulgründung war getragen von der Vorstellung, daß an den in einer Kontinuität von der Weimarer Republik über das Dritte Reich nach dem Krieg weiterarbeitenden juristischen und wirtschaftswissenschaftlichen Fakultäten die gesellschaftswissenschaftlichen Qualifikationen und gesellschaftspolitischen Perspektiven kaum zu entwickeln waren, die man für grundlegende Reformen der Nachkriegsgesellschaft brauchte.« (Rosenbaum 1994: 277)

Ein institutionelles Erbe des Wilhelmshavener Projektes ist die Auflösung der alten Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät und die Gründung einer Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät, der die Göttinger Soziologie bis zur Gründung eines Fachbereichs Sozialwissenschaften im Jahre 1981 angehört. Und auch das Wilhelmshavener Markenzeichen, der interdisziplinär strukturierte Diplom-Sozialwirt mit der bundesweit einmaligen Fächerkombination aus Soziologie oder Politikwissenschaft mit Publizistik, Wirtschafts- und Rechtswissenschaften, wird in Göttingen fest etabliert. Wer hingegen Soziologie studiert, erwirbt den von der Philosophischen Fakultät übernommenen Abschluss Magister mit entweder zwei Hauptfächern oder einem Haupt- und zwei Nebenfächern (vgl. Rosenbaum 2018).

Mit dem seit 1951 in Wilhelmshaven tätigen Max Ernst Graf zu Solms-Roedelheim wird im Zuge dieser Neuerungen ein zweiter Soziologielehrstuhl besetzt. Solms-Roedelheim arbeitet zur Kultur- und Religionssoziologie sowie zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, verfolgt aber ähnlich wie Bahrdt überdies industriesoziologische Fragestellungen. Damit sind die Voraussetzungen für eine weitere Göttinger Spezialität – nämlich die Entwicklung einer eigenständigen Arbeits- und Industriesoziologie – geschaffen. 1968 wird auf Initiative von Martin Baethge, Hannes Friedrich, Ulfert Herlyn, Horst Kern, Martin Osterland und Michael Schumann und unter der Schirmherrschaft von Bahrdt in Göttingen das Soziologische Forschungsinstitut (SOFI) als »außeruniversitäres, nichtkommerzielles Sozialforschungsinstitut« (Baethge, Schumann 2018: 1046) gegründet. Dass dem Gründungsjahr 1968 rückblickend ein programmatischer Charakter zugesprochen werden kann, zeigt sich sowohl in den politischen Biographien der handelnden Personen als auch an der Organisationskonzeption des SOFI. So ist etwa Michael Schumann Anfang der 1960er Jahre – also just in der Zeit, in der es zum Bruch mit der Bad Godesberger SPD kommt – Bundesvorsitzender des SDS. Organisatorisch greift das SOFI so nicht zufällig hochschulpolitische Forderungen auf, die bereits in der Frühphase der westdeutschen Studentenbewegung diskutiert werden (vgl. SDS 1972). Der ständischen Struktur der deutschen Ordinarienuniversität soll eine von

traditionellen Hierarchien befreite, arbeitsteilig strukturierte Form wissenschaftlicher Produktion entgegengesetzt werden.

Methodisch schließen die frühen Untersuchungen des SOFI an die von Popitz, Bahrtdt, Kesting und Jüres unternommenen industriesoziologischen Untersuchungen in der Hüttenindustrie an. Sie kombinieren qualitative Interview- und quantitative Erhebungsverfahren mit einem am bahrtdtschen Denken orientierten Blick auf die Arbeits- und Industriesoziologie, die gerade nicht als Bindestrich-Soziologie, sondern als ein »genuine[r] Bestandteil von Gesellschaftsanalyse« (Baethge, Kern, Schumann 1990: 253) betrieben werden soll. Eine verstärkte Fokussierung auf die Klassenproblematik und die Frage nach dem »Arbeiterbewusstsein« als gesellschaftsverändernder Kraft verdeutlichen jedoch, dass hier auch durchaus zeittypische, neomarxistisch orientierte Deutungen und Analysen zum Zug kommen. Mit Blick auf die bahrtdtsche Soziologie bemerken die zentralen Protagonisten der Gründungsphase des SOFI dementsprechend:

»Die in der philosophischen Anthropologie verankerte Relevanzbegründung von Bahrtdt setzt andere Akzente als unsere, eher an Marx und der kritischen Theorie orientierte Soziologie. Doch gerade von Bahrtdt haben wir nicht nur gelernt, wie man Arbeitssoziologie macht, sondern auch, daß man sie machen muß.« (ebd.: 253 f.)

Eine bei Bahrtdt bereits anzutreffende »Soziologie in praktischer Absicht« (ebd.: 254) wird in die direkte Nähe gewerkschaftlicher Fragen gerückt, der gesellschaftlichen Arbeit wenigstens zeitweise gesellschaftstransformierendes Potential zugeschrieben – eine Perspektive, die von dem auf eine nüchterne »Entmythologisierung der Arbeit« setzenden Bahrtdt (1996) keineswegs umstandslos geteilt und auch von den zentralen Protagonisten des SOFI angesichts eines sich spätestens in den achtziger Jahren abzeichnenden »Endes der arbeitsgesellschaftlichen Utopie« (Jürgen Habermas) zunehmend in Frage gestellt worden ist:

»[I]n der Perspektive gesellschaftlicher Transformation scheint Arbeit tatsächlich ihre Zentralität einzubüßen. In der gesellschaftsstrukturellen Prägekraft von Arbeit steht ihre Zentralität demgegenüber in keiner Weise zur Disposition.« (ebd.: 254)

Ob die kontinuierliche Grundorientierung des SOFI, empirische Analysen von Arbeit mit Fragen der soziologischen Strukturanalyse und Zeitdiagnose zu kombinieren, über das Potential zu einer bis heute im Grunde ausgebliebenen wissenschaftlichen (Denk-)Schulbildung verfügt, bleibt zumindest offen. So scheint es gerade für diesen »Göttinger Weg soziologischen Denkens« (Vogel 2018) kennzeichnend, dass auch hier kein für soziologische

Schulbildungen tendenziell förderlicher »Theorien-« oder »Methoden-Monismus« entstanden ist, sondern Soziologie stets als eine Analyse »ausgewählte[r] Phänomenbereiche von gesellschaftlicher und theoretischer Relevanz« (Eßbach 2014: 46) betrieben worden ist.

Hinzu kommt, dass die jüngere Geschichte der Göttinger Soziologie keineswegs auf eine Geschichte des SOFI zu reduzieren ist (vgl. Eßbach 2018). Gerade die Spannungen, die zwischen dem Seminar und dem Forschungsinstitut in unterschiedlichen Etappen entstehen, wären im Rahmen einer eigenen wissenschaftshistorischen Untersuchung näher zu erforschen, die problemlos an eine in Göttingen entwickelte Tradition wissenschaftssoziologischen Denkens anknüpfen könnte (vgl. etwa Kern 1982).

Auch in Göttingen wird das Soziologische Seminar im Zuge der bundesweiten Hochschulexpansion erheblich ausgebaut und personell aufgestockt. Mit dem Anfang der 1970er Jahre aus Marburg berufenen Wolf Rosenbaum kommt ein ausgewiesener Rechtssoziologe, wenig später mit Walter Girschner ein Organisationssoziologe ans Seminar. Seit den 1980er Jahren engagieren sich außerdem unter dem Einfluss der feministischen Bewegungen auch in Göttingen Wissenschaftlerinnen für eine Institutionalisierung der Geschlechterforschung (vgl. Costas 2018). Für die Institutionalisierung geschlechtersoziologischer Fragestellungen ist insbesondere die Berufung von Ilona Ostner Mitte der neunziger Jahre von großer Bedeutung. Die über Göttingen hinaus auch international weithin sichtbaren sozialpolitischen, familien- und genderfokussierten Forschungen finden mit dem Zentrum für Europa- und Nordamerikastudien (ZENS) und dem Institut für Sozialpolitik eigene organisatorische Einheiten. Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang insbesondere das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft zwischen 1997 und 2006 geförderte interdisziplinäre Graduiertenkolleg »Die Zukunft des Europäischen Sozialmodells«, an dem gleich mehrere inzwischen auf Soziologieprofessuren angekommene WissenschaftlerInnen als Mitglieder oder Assoziierte mitarbeiteten.

Gegenwärtige Perspektiven

Die Expansion des Soziologischen Seminars und der Sozialwissenschaftlichen Fakultät geht einher mit einem bis heute anwachsenden Zustrom von Studierenden. Nicht nur in Göttingen weicht das humboldtsche Ideal der

»Einheit« von Forschung und Lehre einer oftmals kaum noch integrierbaren »Dreifaltigkeit« von Forschung, Lehre und Verwaltung. Allerdings sind es insbesondere Göttinger SoziologInnen, die diese Entwicklungen in ihren wissenschaftlichen Forschungen stets kritisch begleiten (vgl. etwa Bahrdt 1971). Zwischen 2003 und 2004 wird im Zuge des niedersachsenweiten Hochschuloptimierungskonzepts (HOK) die Finanzierung der Hochschulen neu bewertet und an den Kriterien Qualität in Forschung und Lehre, studentische Nachfrage, eine überproportionale Verteilung der Ausbildung innerhalb Niedersachsens sowie Arbeitsmarktrelevanz ausgerichtet. Universitätsintern werden die Fakultäten aufgefordert, nach diesen Kriterien Einsparungen vorzunehmen. Viele kleinere und keinesfalls erfolgreiche sozialwissenschaftlich orientierte Institute wie das Institut für Sozialpolitik oder das Zentrum für Europa- und Nordamerikastudien werden in dieser Zeit abgewickelt und teils personell in andere Institute eingebunden.

Für die Studierenden bedeutet diese Umstrukturierung einen Wegfall von Vielfalt in der Lehre bei gleichzeitiger landesweiter Erhebung von Studiengebühren, was im Wintersemester 2003/04 zu Studierendenprotesten und -striks führt. Auch das Soziologische Seminar wird im Zuge dieser Entwicklungen neu organisiert und firmiert seither unter dem Namen Institut für Soziologie. Zum Wintersemester 2005/06 erfolgt im Zuge der Bologna-Reformen die Einführung von modularisierten Bachelor- und Masterstudiengängen, die mit der endgültigen Einstellung der Magisterprüfungen im Jahre 2016 abgeschlossen ist.

Gegenwärtig sind in Göttingen rund 600 Studierende⁷ für das Fach Soziologie immatrikuliert. Es gibt aktuell verschiedene Varianten, Soziologie zu studieren – im Mono-Bachelor, im 2-Fach-BA, Master Soziologie, im Promotionsstudiengang Sozialwissenschaften sowie im BA-Sozialwissenschaften (vgl. Institut für Soziologie 2018). Die Grundausbildung in Soziologie in den Bachelorstudiengängen ist an den meisten deutschen Hochschulen ähnlich aufgebaut, dennoch gibt es sehr unterschiedliche Gewichtungen und standortspezifische Besonderheiten. Für Göttingen bedeutet dies, dass sich die weiteren Bereiche des aktuellen Soziologiestudiums stark an der Abteilungsstruktur des Instituts orientieren: Arbeitssoziologie und Sozialstrukturanalyse, politische Soziologie und Sozialpolitik sowie Kultursociologie. Die Abteilungen setzen sich aus drei bis vier Professuren zusammen, die mit den jeweiligen Verwaltungsangestellten und mit dem aka-

⁷ Die Zahl stammt aus der universitätsinternen Göttinger Studierenden- und Prüfungsverwaltung »FlexStat«.

demischen Mittelbau sowie einer zentralen Studiengangskordinationsstelle die personelle Ausstattung des Instituts ausmachen. Dabei sind vor allem die wissenschaftlichen MitarbeiterInnen und akademischen RätInnen auf Zeit durch Hochschulpakt-, Studienqualitätsmittel oder über die projektgebundene Drittmittelförderung finanziert, was zu befristeten Verträgen und einer hohen Fluktuation in diesem Bereich führt.

Aktuelle Forschungsprojekte bewegen sich vorwiegend in den Themenfeldern Migration und Integration, soziale Gerechtigkeit und Sozialpolitik. Als profilbildender Schwerpunkt in Forschung und Lehre wird eine die jeweiligen Arbeitsbereiche und Forschungsfelder übergreifende international vergleichende Orientierung angestrebt, die auch ein Augenmerk auf den Bereich außereuropäischer Gesellschaften legt. Davon zeugen die vergleichsweise jungen Institute mit Regionalfokus – also das Institut mit dem *Centre for Modern Indian Studies* (CeMIS) und *Centre for Modern East Asian Studies* (CeMEAS) an der Sozialwissenschaftlichen Fakultät, die mit der Soziologie kooperieren. Auch die enge Verknüpfung mit dem 2006 gegründeten Max-Planck-Institut zur Erforschung multireligiöser und multiethnischer Gesellschaften bringt die Schwerpunkte globale Gesellschaftsanalyse und international vergleichende Forschung mit sich. Neben dem schon genannten SOFI ist das Institut für Soziologie ferner mit dem 2001 gegründeten Methodenzentrum Sozialwissenschaften mit den Professuren für quantitative Sozialforschung und qualitative Sozialforschung in Forschung und Lehre eng verbunden.

Fazit: Die »verspätete Wissenschaft«

Versucht man, die heterogenen historischen Entwicklungen der Göttinger Soziologie vor dem Hintergrund dieses kurzen wissenschaftsgeschichtlichen Abrisses auf einen Begriff zu bringen, so könnte man in Anlehnung an Helmuth Plessners frühes politisch-soziologisches Hauptwerk vielleicht von einer »verspäteten Wissenschaft« sprechen – allerdings mit einer klaren Akzentverschiebung: Plessners (1959) soziologisch informierte Kritik des »deutschen Geistes« konstatiert nämlich einen historischen »Sonderweg«, der durch das Ausbleiben einer demokratisch-verfassungsstaatlichen Tradition in einem politischen Versagen des deutschen Bürgertums und letztlich in der historischen Katastrophe des Nationalsozialismus mündet. Der »Son-

derweg der Göttinger Soziologie zeigt sich dagegen in einer nachholenden Gründung und Verwissenschaftlichung einer Disziplin. Gemessen an den dominanten Schulbildungen in der Geschichte der deutschen Soziologie, insbesondere an den »drei Soziologien« (Dahrendorf 1960) der Nachkriegszeit in Köln, Frankfurt und Hamburg ist die Soziologie in Göttingen als eine eigenständige Einzelwissenschaft lange Zeit nur schwach institutionalisiert. Sie entzieht sich damit den gängigen Schemata der wissenschaftlichen Professionalisierung. Oder pointierter formuliert: In Göttingen trifft Phänomenologie auf empirische Wissenschaft, der historische Anachronismus eines feudalen Reitstalls auf die Anforderungen moderner Sozialforschung. Womöglich liegt jedoch gerade in dieser extremen »Ungleichzeitigkeit« eine eigene Qualität der Göttinger Soziologie, eröffnet sie doch erst die Möglichkeiten eines »dritten Weges« (Berthold Vogel), der die historischen Pfadabhängigkeiten und paradigmatischen Verengungen der zu bestimmten historischen Zeitpunkten dominierenden Richtungen der Soziologie umgeht und eigene Akzente in der Entwicklung des Faches setzen kann. Genau hierin liegt möglicherweise das wieder zu entdeckende Erbe der Göttinger Soziologie.

Literatur

- Baethge, M., Kern, H., Schumann, M. 1990: Arbeit und Gesellschaft. Rückblicke und Ausblicke aus 25 Jahren Göttinger soziologischer Forschung. In P. Lösche (Hg.), Göttinger Sozialwissenschaften heute. Fragestellungen, Methoden, Inhalte. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 253–263.
- Baethge, M., Schumann, M. 2018: Geschichte des Soziologischen Forschungsinstituts Göttingen. In S. Moebius, A. Ploder (Hg.), Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie. Bd. 1: Geschichte der Soziologie im deutschsprachigen Raum. Wiesbaden: Springer VS, 1045–1064.
- Bahrtdt, H.P. 1961: Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Bahrtdt, H.P. 1971: Wissenschaftssoziologie – ad hoc. Beiträge zur Wissenschaftssoziologie und Wissenschaftspolitik aus den letzten zehn Jahren. Gütersloh: Bertelsmann.
- Bahrtdt, H.P. 1996 [1965]: Entmythologisierung der Arbeit. In H.P. Bahrtdt, Himmlische Planungsfehler. Essays zu Kultur und Gesellschaft. München: Beck, 232–246.

- Becker, M. 2017: Kritische Soziologie und gesellschaftliche Demokratisierung in der frühen Bundesrepublik. In M. Endreß, K. Lichtblau, S. Moebius (Hg.), Zyklus 3. Jahrbuch für Theorie und Geschichte der Soziologie. Wiesbaden: Springer VS, 191–207.
- Becker, M. 2018: Dietrich Goldschmidt, »educator and political activist«. Über einen fast vergessenen Soziologen und Intellektuellen. In O. Römer, I. Alber-Armenat (Hg.), Erkundungen im Historischen. Soziologie in Göttingen – Entwicklungen und Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, 203–245.
- Blomert, M., Eßlinger, H.U., Giovannini, N. (Hg.) 1997: Heidelberger Sozial- und Staatswissenschaften. Das Institut für Sozial- und Staatswissenschaften zwischen 1918 und 1958. Marburg: Metropolis.
- Costas, I. 2018: Geschlechterverhältnisse in der Wissenschaft. Forschungsstränge und Forschungsergebnisse der Göttinger Soziologie. In O. Römer, I. Alber-Armenat (Hg.), Erkundungen im Historischen. Soziologie in Göttingen – Entwicklungen und Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, 407–431.
- Dahrendorf, R. 1960: Drei Soziologien. Zu Helmut Schelskys Ortsbestimmung der deutschen Soziologie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 12. Jg., Heft 1, 120–133.
- Demirović, A. 1999: Der nonkonformistische Intellektuelle. Die Entwicklung der Kritischen Theorie zur Frankfurter Schule. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Der Spiegel 1968: Hochschulen. Dissertation. Sprache verschlagen. Der Spiegel, 22. Jg., Heft 31, 44–47.
- Dietze, C. 2001: »Nach siebzehnjähriger Abwesenheit ...«. Das Blaubuch. Ein Dokument über die Anfänge der Soziologie in Göttingen nach 1945 unter Helmut Plessner. In C. Klingemann, M. Neumann, K.-S. Rehberg, I. Srubar, E. Stöltzing (Hg.), Jahrbuch für Soziologiegeschichte 1997/98. Opladen: Leske + Budrich, 243–300.
- Dietze, C. 2006: Nachgeholttes Leben. Helmut Plessner 1892–1985. Göttingen: Wallstein.
- Dörk, U. 2017: Kommentar zu Joachim Fischers Versuch einer Skizze der Geschichte der Bundesrepublikanischen Soziologie von 1949 bis heute. In M. Endreß, K. Lichtblau, S. Moebius (Hg.), Zyklus 3. Jahrbuch für Theorie und Geschichte der Soziologie. Wiesbaden: Springer VS, 209–220.
- Dörk, U., Wierzock, A. 2018: Verhinderte Soziologie in Göttingen? Zur Fachgenese (1890–1951). In O. Römer, I. Alber-Armenat (Hg.), Erkundungen im Historischen. Soziologie in Göttingen – Entwicklungen und Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, 25–60.
- Eßbach, W. 2014: Das Besondere der Freiburger Soziologie. In U. Bröckling (Hg.), Fünfzig Jahre Institut für Soziologie Freiburg. Freiburg: Jos Fritz-Verlag, 38–64.
- Eßbach, W. 2018: Politische Fraktionen, wissenschaftliche Strömungen. Erinnerungen an die Jahre 1966 bis 1986 in Göttingen. In O. Römer, I. Alber-Armenat (Hg.), Erkundungen im Historischen. Soziologie in Göttingen – Entwicklungen und Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, 351–376.

- Fischer, J. 2010: Die Rollendebatte – Der Streit um den »Homo Sociologicus«. In G. Kneer, S. Moebius (Hg.), *Soziologische Kontroversen. Beiträge zu einer anderen Geschichte der Wissenschaft vom Sozialen*. Berlin: Suhrkamp, 79–102.
- Fischer, J. 2015: Bundesrepublikanische Soziologie 1949 bis heute. In M. Endreß, K. Lichtblau, S. Moebius (Hg.), *Zyklus 2. Jahrbuch für Theorie und Geschichte der Soziologie*. Wiesbaden: Springer VS, 73–99.
- Gottschall, K. 2018: In memoriam Martin Baethge. *Soziologie*, 47. Jg., Heft 3, 352–355.
- Härpfer, C. 2018: Zwischen Geschichte und Soziologie. Einige Bemerkungen zur Verortung Alfred von Martins. In O. Römer, I. Alber-Armenat (Hg.), *Erkundungen im Historischen. Soziologie in Göttingen – Entwicklungen und Perspektiven*. Wiesbaden: Springer VS, 61–82.
- Herlyn, U. 2018: Stadtsoziologie in Göttingen. Der Beitrag Hans Paul Bahrds und die Wolfsburgforschung. In O. Römer, I. Alber-Armenat (Hg.), *Erkundungen im Historischen. Soziologie in Göttingen – Entwicklungen und Perspektiven*. Wiesbaden: Springer VS, 301–319.
- Herrlitz, H.G., Kern, H. (Hg.) 1987: *Anfänge Göttinger Sozialwissenschaft. Methoden, Inhalte und soziale Prozesse im 18. und 19. Jahrhundert*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Institut für Soziologie 2018: Informationen zum Studium der Soziologie. www.uni-goettingen.de/de/studium/77102.html, letzter Aufruf 27. Mai 2018.
- Kern, H. 1982: *Empirische Sozialforschung. Ursprünge, Ansätze, Entwicklungslinien*. München: Beck.
- König, R. 1967: *Das Fischer-Lexikon. Soziologie*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Linnemann, K.A. 2002: *Das Erbe der Ostforschung. Zur Rolle Göttingens in der Geschichtswissenschaft der Nachkriegszeit*. Marburg: Tectum Verlag.
- Mannheim, K. 1964 [1929]: Die Bedeutung der Konkurrenz im Gebiet des Geistigen. In K. Mannheim, *Wissenssoziologie*. Neuwied: Luchterhand, 566–613.
- Maus, H. 1955: Soziologie. In W. Schuder (Hg.), *Universitas Litterarum. Handbuch der Wissenschaftskunde*. Berlin: De Gruyter, 304–328.
- Mills, C.W. 2016 [1958]: *Soziologische Phantasie*. Wiesbaden: Springer VS.
- Moebius, S. 2015: René König und die »Kölner Schule«. Eine soziologiegeschichtliche Annäherung. Wiesbaden: Springer VS.
- Moebius, S. 2018: Schulen, Akteure und regionale Zentren in der frühen Geschichte der bundesrepublikanischen Soziologie. In S. Moebius, A. Ploder (Hg.), *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie*. Bd. 1: *Geschichte der Soziologie im deutschsprachigen Raum*. Wiesbaden: Springer VS, 253–288.
- Müller-Esterl, W. 2014: Aus der Mitte der Stadtgesellschaft – 100 Jahre Goethe-Universität. www.uni-frankfurt.de/49212620/2014_Neujahrsempfang_StadtFrankfurt-Rede_Praesident.pdf, letzter Aufruf 22. Mai 2018.
- Neumann, M. 1998: Über den Versuch, ein Fach zu verhindern: Soziologie in Göttingen 1920–1950. In H. Becker, H.-J. Dahms, C. Wegeler (Hg.), *Die Universität Göttingen unter dem Nationalsozialismus*. München: K. G. Saur, 454–468.

- Peter, L. 2015: Warum und wie betreibt man Soziologiegeschichte? In Chr. Daye, S. Moebius (Hg.), *Soziologiegeschichte. Wege und Ziele*. Berlin: Suhrkamp, 112–146.
- Plessner, H. (Hg.) 1956: *Untersuchungen zur Lage der deutschen Hochschullehrer*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Plessner, H. 1959 [1935]: *Die verspätete Nation. Über die politische Verführbarkeit bürgerlichen Geistes*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Plessner, H. 1985a: *Selbstdarstellung*. In H. Plessner, *Gesammelte Schriften X. Schriften zur Soziologie und Sozialphilosophie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 302–341.
- Plessner, H. 1985b [1924]: *Zur Soziologie der modernen Forschung und ihrer Organisation in der Deutschen Universität – Tradition und Ideologie*. In H. Plessner, *Gesammelte Schriften X. Schriften zur Soziologie und Sozialphilosophie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 8–30.
- Plessner, H. 2002 [1922]: *Grenzen der Gemeinschaft. Eine Kritik des sozialen Radikalismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Popitz, H., Bahrdt, H.P., Jüres, E.A. 1957: *Technik und Industriearbeit. Soziologische Untersuchungen in der Hüttenindustrie*. Tübingen: J.C.B. Mohr.
- Popitz, H., Bahrdt, H.P., Jüres, E.A., Kesting, H. 1957: *Das Gesellschaftsbild des Arbeiters. Soziologische Untersuchung in der Hüttenindustrie*. Tübingen: J.C.B. Mohr.
- Rammstedt, O. 1991: *Die Frage der Wertfreiheit und die Gründung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie*. In L. Clausen (Hg.), *Hundert Jahre »Gemeinschaft und Gesellschaft«*. Ferdinand Tönnies in der internationalen Diskussion. Opladen: Leske + Budrich, 549–560.
- Rehberg, K.-S. 2010: *Das Unbehagen an der Soziologie*. In G. Kneer, S. Moebius (Hg.), *Soziologische Kontroversen. Beiträge zu einer anderen Geschichte der Wissenschaft vom Sozialen*. Berlin: Suhrkamp, 217–253.
- Römer O. 2017: *Popitz lesen. Marx in der Philosophischen Anthropologie*. In M. Endreß, K. Lichtblau, S. Moebius (Hg.), *Zyklus 3. Jahrbuch für Theorie und Geschichte der Soziologie*. Wiesbaden: Springer VS, 151–188.
- Römer, O., Alber-Armenat, I. 2018: *Die »verspätete Wissenschaft«*. Grundzüge einer Wissenschaftsgeschichte der Göttinger Soziologie. Eine Einleitung. In O. Römer, I. Alber-Armenat (Hg.), *Erkundungen im Historischen. Soziologie in Göttingen – Entwicklungen und Perspektiven*. Wiesbaden: Springer VS, 1–24.
- Römer, O., Schäfer, G. 2018: *»Zum Schicksal der deutschen Soziologie im Ausgang ihrer bürgerlichen Epoche«*. Lehrkörperstruktur und Nachwuchsfragen in der frühen westdeutschen Soziologie im Spiegel der Göttinger Hochschullehrerstudie (1952–1956). In O. Römer, I. Alber-Armenat (Hg.), *Erkundungen im Historischen. Soziologie in Göttingen – Entwicklungen und Perspektiven*. Wiesbaden: Springer VS, 153–201.

- Rosenbaum, W. 1994: Die Entwicklung der Sozialwissenschaften in Göttingen. Soziologie, Politikwissenschaft, Publizistik und Kommunikationswissenschaften, Sozialpolitik, Sozialpsychologie. In H.-G. Schlotter (Hg.), Die Geschichte der Verfassung und der Fachbereiche der Georg-August-Universität zu Göttingen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 270–283.
- Rosenbaum, W. 2018: Soziologie oder Sozialwissenschaft? Studium im Spannungsfeld zwischen disziplinärer Identität und Multidisziplinarität. In O. Römer, I. Alber-Armenat (Hg.), Erkundungen im Historischen. Soziologie in Göttingen – Entwicklungen und Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, 389–406.
- Schäfer, G. 2014: Helmut Schelsky und die Soziologie am Ende der 1950er Jahre – eine ›Ortsbestimmung‹. In A. Gallus (Hg.), Helmut Schelsky – der politische Anti-Soziologe. Eine Neuzeption. Göttingen: Wallstein, 184–205.
- SDS 1972 [1961]: SDS-Hochschuldenkschrift. Frankfurt am Main: Neue Kritik.
- Stölting, E. 1986: Akademische Soziologie in der Weimarer Republik. Berlin: Duncker & Humblot.
- Vogel, B. 2018: Hans Paul Bahrdt und der Göttinger Weg soziologischen Denkens. Eine Ortsbestimmung in programmatischer Absicht. In O. Römer, I. Alber-Armenat (Hg.), Erkundungen im Historischen. Soziologie in Göttingen – Entwicklungen und Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, 377–388.
- von Ferber, Chr. 1998: Interdisziplinarität und Praxisorientierung – nur eine Utopie? Ein Plädoyer für die Phänomenologie. In K.-M. Bolte, F. Neidhardt (Hg.), Soziologie als Beruf. Erinnerungen westdeutscher Hochschulprofessoren der Nachkriegsgeneration. Baden-Baden: Nomos, 109–130.
- von Krockow, Chr. Graf 2014 [1991]: »Arbeitsfreude« – Die Anfänge der Soziologie in Göttingen. In T. Allert, J. Fischer (Hg.), Plessner in Wiesbaden. Wiesbaden: Springer VS, 145–150.
- von Martin, A. 1955: Intelligenzschicht. In W. Bernsdorf (Hg.), Wörterbuch der Soziologie. Stuttgart: Enke, 475–478.
- Weingarten, M. 2018: Geistesgeschichtliche, philosophisch-anthropologische Grundlagen oder eigene Grundbegriffe der Soziologie? Zur Vorgeschichte der Soziologie in Göttingen. In O. Römer, I. Alber-Armenat (Hg.), Erkundungen im Historischen. Soziologie in Göttingen – Entwicklungen und Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, 83–104.